

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 40 (1964-1965)
Heft: 5

Artikel: Der reformierte Pfarrer hat zuviele Aufgaben
Autor: Luz, Ulrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074346>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>





Der reformierte Pfarrer hat zuviele Aufgaben

Von Ulrich Luz, VDM

Ich blättere oft ein wenig in meinen Erinnerungen: Vor einem Jahr war ich – frisch von der Universität – Pfarrverweser in einer großen Gemeinde, jung, mit vielen Ideen und wenig Erfahrung, und voller Tatendrang. Ich sollte nicht zu kurz kommen. Aber vielleicht sind andere zu kurz gekommen. Darüber denke ich manchmal nach. Und versuche, eine Lösung zu finden. Aber wie?

Nun, ein Tag im Pfarramt hat etwa so ausgesehen, und ähnlich mag der Tagesablauf der meisten reformierten Pfarrer sein:

Zehn Minuten vor acht Uhr. Das Telefon läutet. Eine Frau M. läutet an. Ich kenne sie nicht. Sie möchte so gut sein, nach zehn Uhr wieder anzurufen, denn ich müsse jetzt in die Schule, bitte ich in Eile, nehme mein Velo und fahre zum Schulhaus.

Beim zweiten Läuten komme ich dort an. Ein paar Zuspätkommende grinsen mich an, aus Freude

darüber, daß der Pfarrer auch nicht pünktlich ist. Ich trete ins Schulzimmer, zweite Realklasse.

Zuerst singen wir. Es tönt zwar nicht schön, aber die Klasse singt wenigstens gern, und das ist doch die Hauptsache. Dann streckt ein kleiner Bursche auf: «Herr Pfarrer, Sie haben uns schon lange eine Fragestunde versprochen!» Das stimmt. Und man soll sich an Versprechungen halten.

Gut denn, ich lasse Zettel verteilen, auf welche die Fragen aufgeschrieben werden können. Dann durchblättere ich die Ausbeute. Die erste Frage betrifft die letzte Fußballweltmeisterschaft. Ich kann sie natürlich nicht beantworten, aber meine Schüler schon. Darum lasse ich sie die Antwort geben und sage ihnen bei der Gelegenheit, daß es doch eigentlich viel interessanter sei, wenn sie mich Dinge fragen, die sie nicht selbst schon wissen.

Also zur zweiten Frage: «Warum ist das etwas Besonderes, wenn man einem Mädchen einen Kuß gibt?» Einige Buben lachen, aber die meisten blicken mich gespannt an. Ich versuche es. Ich rede mit ihnen allein. Die Mädchen gehen unterdessen spazieren. – Ich habe nie Psychologie studiert, und bin noch leidlich jung, aber ich will nicht kneifen.

Zehn vor neun, Pause. Lehrerzimmer. Dort treffe ich meinen Kollegen, ein junger Pfarrer ebenfalls, ziemlich zerknirscht. Seine Zweitsekundarschüler hatten Köpfe von Schwefelzündhölzchen so in die Tintenfüßer gesteckt, daß es jedesmal laut krachte, wenn man das Tintenfaß öffnete.

Was er dagegen getan habe?

Als ihm der Krach zu bunt wurde und alles nichts fruchtete, sei er aus dem Zimmer gegangen. Und als er nach zehn Minuten wieder gekommen sei, sei die Klasse nicht mehr da gewesen. Jetzt werde er wohl einen Strafnachmittag verabreichen müssen, aber das sei auch nichts Schönes, es verderbe das Verhältnis zur Klasse noch völlig.

Wir diskutieren, was er falsch gemacht habe. «Ja, von Didaktik und Pädagogik müßte ich etwas wissen», seufzte er. – Es geht uns beiden auffallend ähnlich.

«Ganz einfach»

Halb zehn Uhr . . . Ich treffe im Altersheim ein, um meine wöchentliche Andacht zu halten. Meine Leute sind schon versammelt, sie warten auf die Liedstrophe, die ich ihnen vorlese, weil es mit dem Singen

nicht mehr geht, auf das Gebet, auf das Wort. Dann versuche ich, einiges zu einem kurzen Bibeltext zu sagen.

Eine alte Frau mit Hörrohr rutscht ganz nahe herbei, um besser zu verstehen. Der Mann weit hinten ist fast ganz taub, kann den Zusammenhang nur erahnen, aber jedesmal, wenn er das Wort «Jesus» hört, ist er glücklich und strahlt vor sich hin. Eine Frau in der Ecke schaut mich nie an. Ich weiß, daß sie viel Schweres durchgemacht hat in ihrem langen Leben.

Wie macht man das eigentlich, alten Leuten eine Andacht halten? Das einzige, was man mir darüber im Studium gesagt hat, ist: «Ganz einfach reden!» – Und dann sagt mir einmal eine alte Frau so beiläufig, in die «Sonntagschule» möchte sie mit siebzig Jahren eigentlich nicht mehr kommen! Und ich erschrecke und sinne nach. Aber was verstehe ich denn vom alten Menschen? Wie kann ich ihm etwas sagen?

Zu Hause sitzt Frau M. und erwartet mich. Schon bald ist sie in Tränen aufgelöst. Man hat ihr die Wohnung gekündigt, und sie ist Mutter von drei kleinen Kindern, Ihr Mann hat sie verlassen, sie leben seit einem Jahr getrennt. Und der Hausmeister . . .

Natürlich verfügt sie über wenig Geld, besonders, seit sie allein ist. Sie erhält einen Betrag von der Gemeinde, aber der Mann schickt nicht immer, was er müßte. Und jetzt findet sie eben keine neue Wohnung, weil sie nicht so viel Zins zahlen könne. Sie habe schon lange gesucht, aber niemand habe ein Herz für eine arme Frau, die mit drei Kindern in zwei Wochen auf die Straße gestellt werde. Sie weint, und ich versuche zu trösten.

Ich will ihr helfen, so gut ich kann. Nachdem sie gegangen ist, rufe ich den Hausmeister an und bekomme einiges zu hören, was mir die Frau vorher nicht erzählt hat: «Ich habe lange gewartet, aber schließlich ist es mir zuviel geworden! – Nein, die Wohnung ist ab 1. Juli besetzt, da kann man nichts mehr machen.»

Nächstes Telefon: der Präsident der Armenpflege. Ich kenne ihn gut. Wir können vieles miteinander besprechen, ohne daß es nachher das ganze Dorf weiß. Er kennt die Frau seit langem. «Wissen Sie, sagt er mir, ich glaube halt, da ist weder mit Geld noch mit einer Wohnung geholfen. Sie kann auch nicht viel dafür, wenn man an die Verhältnisse denkt, aus denen sie stammt. Der müßte man eben alles

zeigen: wie man Kinder erzieht, wie man eine Wohnung sauber hält, wie man ein Haushaltsbuch führt, was man mit dem Geld kaufen soll und was nicht, wie man einteilen muß, wie man mit den Nachbarn umgeht. Man müßte sie begleiten, alle Wochen einmal hingehen, führen und erziehen, sonst nützt alles nichts.»

Die Frau muß eine Wohnung haben. Und das braucht Zeit und Glück. Und dann das andere! Recht hat der Mann ja schon, denke ich, aber das alles kann ich einfach nicht tun. Ich habe niemals Zeit, jede Woche hinzugehen. Ich habe auch keine Ahnung, wieviel eine Frau mit sechshundert Franken im Monat und drei Kindern für Kleider, Wohnung, Essen ausgeben kann.

Wie manches Mal habe ich doch der Kirchenpflege und der Armenpflege schon gesagt, daß wir in unserer Gemeinde eigentlich eine Fürsorgerin brauchten, eine richtige, vollamtliche, gut ausgebildete Fürsorgerin, welche die Leute betreuen kann, die weiß, woher das Geld kommt, die weiß, was man tut, wenn der frühere Gatte die Alimente nicht bezahlt, die weiß, wie haltlose Leute zu betreuen sind . . . Aber eben. Man kann schon reden.

Zerhackte Predigt

Elf Uhr. Ich arbeite an der Sonntagspredigt, noch bis zum Mittagessen bleibt mir Zeit. In dieser Stunde läutet dreimal das Telefon. Ich muß mir Mühe geben, freundlich zu bleiben. Ich hatte einmal meinen Kirchenpflegepräsidenten gefragt, ob man nicht in den Kirchenboten schreiben könnte: «Telefonanrufe bitte wenn möglich zwischen 13 und 14 und zwischen 18 und 19 Uhr.» Er aber hatte abgewinkt und gemeint, das Pfarrhaus müsse den Leuten jederzeit offen stehen und, wenn die Leute so etwas lesen würden, fänden sie, der Pfarrer sei hochnäsig. Und ich habe ihm recht geben müssen.

Frau K. läutet an. «Könnten Sie nicht wieder einmal zu uns in die Frauenbibelgruppe kommen? Sie waren schon das letzte Mal nicht da!» Ich versuche, ihr klar zu machen, daß es doch fünf Bibelgruppen gibt in der Gemeinde, worüber ich mich sehr freue. Aber überallhin gehen könne ich einfach nicht. Ob man es nicht so machen könnte, daß die Leiter der Bibelgruppen alle vierzehn Tage einmal zu mir kämen, und dann könnte die Bibelgruppe ohne . . . «Ja, nein, wissen Sie, mit dem Pfarrer ist es eben

VEXIERBILD AUS DEM 19. JAHRHUNDERT



Wo ist die Adressatin des Briefes?

etwas ganz anderes!» Sie ist enttäuscht, und das tut mir leid, denn sie gibt sich redlich Mühe.

Nächster Anruf. Ein empörter Vater. Sein Sohn, der Hans, der «junge Gäuggel», wolle nach Amerika. Daheim bleiben solle er. Aber er sei volljährig. Und nun habe er verlangt, er, sein Vater, solle ihm dafür zweitausend Franken aus einer Versicherung auszahlen, die er seinerzeit, als der Hans noch ein Kind gewesen sei, für ihn abgeschlossen habe und die jetzt fällig geworden sei. Das sei doch der Gipfel, dazu sei er doch nicht verpflichtet. Es geht einige Zeit, bis ich die Geschichte verstanden habe. Und dann weiß ich ihm auch keine Auskunft.

Wie schon oft, frage ich bei meinem Freund an, dem Juristen. «Warum stellt eigentlich die Kirche nicht ein paar Juristen an?» meint er scherzend, als ich schon wieder anrufe. In der Tat warum nicht?

Mittagessen. Ich bin müde und rede wenig. Meine Sonntagspredigt ist kaum fortgeschritten. Nach dem Essen ziehe ich mich in mein Arbeitszimmer zurück. Den Telefonhörer habe ich auf den Tisch gelegt. Ich muß jetzt einfach Ruhe haben für meine Predigt. Aber ich habe Mühe, mich zu konzentrieren. Die vielen Erlebnisse des Morgens schwirren mir im Kopf herum. Ich blättere in der Zeitung, dann schweift mein Blick dem Büchergestell entlang.

Zwei Welten

Schöne Bücher stehen da, die ich meistens in meiner Studienzeit gekauft habe. «Die Existenz Gottes im Bekenntnis des Glaubens» lautet ein Buchtitel, «Urchristliche Mystik», «Israel und die Christenheit» zwei andere. Sie stehen im Büchergestell beisammen, weil ihre Verfasser beide den Anfangsbuchstaben L haben.

Wann bin ich eigentlich zum letzten Mal richtig zum Lesen gekommen? Und zum Denken?

Ich leide darunter, daß dies so selten der Fall ist. Ich leide unter dem Zwang, jeden zweiten Sonntag in der Predigt etwas sagen zu müssen, das Hand und Fuß hat, das zupackt und jeden einzelnen in seiner höchstpersönlichen Situation trifft und die Leute nicht leer nach Hause gehen läßt. Gott, jetzt, in seiner Gegenwart zeigen – das möchte ich, aber man hat einfach nicht immer alle vierzehn Tage etwas zu sagen.

Hinzu kommen die unendlich vielen andern Gelegenheiten, zu denen man etwas sagen muß:

Hochzeiten, Bibelarbeiten, Abdankungen, Seelsorge. «Ich möchte nicht soviel reden müssen, wie Sie, Herr Pfarrer», hat mir einmal ein alter Mann gesagt. Und das ist wahr. Wer viel redet, der schwätzt. Und als Schwätzer bin ich mir schon oft vorgekommen. Als Pfarrer müßte man Zeit haben, zu studieren, theologisch zu arbeiten, sich mit der Bibel zu beschäftigen, nachzudenken. Sonst wird man zur Plaudertasche, die zu allem zwar etwas zu reden weiß, aber nichts Wirkliches zu sagen hat.

Eigentlich möchte ich mir diese Zeit zum Studieren nehmen. Man müßte eben einfach Zeit haben, die Fragen, die an uns herantreten, richtig zu überdenken. Es sind ja alles wahrhaftige, wichtige Fragen, angefangen bei dem, was etwa ein Sektierer der Landeskirche vorwirft, bis zur Frage des Menschen, der mit der Frage ins Haus platzt: «Gibt es denn eigentlich etwas, woran man glauben kann?» Es sind Fragen, und man möchte sie nicht mit leeren Phrasen beantworten. Ich beginne mich in meinem Gewissen zu fragen, ob ich nicht gerade in der entscheidenden Aufgabe meines Amtes versage, weil ich so viele Dinge betreiben muß, daß ich oberflächlich, phrasenhaft und konventionell werde.

Mit einiger Wehmut greife ich einen der Bände aus meinem Büchergestell heraus. Es ist ein dicker Kommentar zum Markus-Evangelium. Darin liegt ein vielfältiger Zettel: «Nachwirkungen des Propheten Ezechiel im Spätjudentum, Mythische Elemente in den Psalmen, das Gesetzesverständnis des Lukas, die Entstehung des Jakobusbriefes . . .»

Ja, ich weiß schon noch, was das für ein Papier ist. Das sind die Themen, die wir beim Staatsexamen bearbeiteten! Damals mußten wir drei Stunden lang aus dem Stegreif über einen solchen Gegenstand schreiben, und wehe dem, der schon nach einer halben Stunde am Ende seiner Weisheit anlangte.

«Die Bedeutung der Erweckungsbewegung in der Schweiz, Christenverfolgungen im dritten Jahrhundert» – das war in der Kirchengeschichte! «Die atheistische Auslegung Gottes im 20. Jahrhundert, die Lehre von der Erlösung in der orthodoxen Kirche, die Frage der Kriegsdienstverweigerung, das Böse in der mittelalterlichen Theologie», so ging es weiter. Ob ich heute dazu auch noch etwas zu sagen hätte, wo ich doch bereits Mühe habe, einen hebräischen Text sauber zu übersetzen?

Hat es eigentlich einen Sinn gehabt, daß ich das alles einmal durchgedacht und gelernt habe? Habe

ich heute morgen irgend etwas davon brauchen können? Nun ja, bei der Predigt, aber dazu bin ich ja eben nicht gekommen. Und ich denke an das, was ich heute morgen alles getan habe, schlecht und recht, mehr oder weniger aus dem Handgelenk, denn für meine Schüler hätte ich etwas von Psychologie und Didaktik, für Frau M. etwas von Fürsorge, für den Vater von Hans etwas von Jurisprudenz verstehen müssen.

Bin ich richtig ausgebildet worden? Wären nicht andere Dinge wichtiger gewesen? Stehe ich nicht zwischen zwei Welten?

Treppabwärts

Drei Uhr. Eigentlich wollte ich Besuche machen heute mittag. Ich nehme meinen Mantel, lege den Telefonhörer wieder in die Gabel und gehe weg.

In der X-Straße stehen neue Wohnblöcke mit Neuzuzügern. Auf der Kartothek, die ich von dieser Straße habe, ist vermerkt, wer Protestant ist. Ich trete ins erste Haus und beginne, wie der Hausierer, mit der Wohnung im obersten Stock. Das ist wichtig, denn wenn man sich von den Leuten verabschiedet, muß man die Treppe hinuntergehen können. Die Leute sollen nicht merken, daß man das ganze Haus besucht, sonst fragen sie sich gegenseitig aus. Manche nehmen es übel, wenn man zum «bösen Nachbarn» eben auch geht, und manche haben Angst, man schwatze beim Nachbarn über sie.

Ich bin etwas unsicher, denn ich habe alle diese Leute noch nie gesehen. Die meisten werden mich zwar gut aufnehmen . . . Ich will sie fragen, was ihrer Meinung nach an der Kirche nicht in Ordnung sei. So hat man ein konkretes Thema.

«Ja wissen Sie Herr Pfarrer, in der Gemeinde, wo ich vorher wohnte, war ich einmal drei Wochen im Spital, und meinen Sie, es hätte mich ein Pfarrer besucht? Ja, können Sie sich denken, der Pfarrer ging doch nur auf die Privatabteilung! Da habe ich gedacht, wenn ich dann gesund sei, könne ich es auch ohne machen, jawohl.» Eine etwa vierzigjährige Frau war es, die so redete.

«Sehen Sie, ich gehe gelegentlich in die Kirche», sagt eine ältere Frau, «aber in der letzten Zeit nicht mehr oft. Man setzt sich da hin am Sonntag, aber die Predigt läßt mich meistens leer und unbeteiligt. Man hört da so Dinge von Gott, dem Glauben, von der Sünde und von den Geboten, und ich denke immer,

Da mussten wir lachen . . .

Wie auch andernorts, bildet die Gesunderhaltung der Schülergebisse ein heikles Problem für die Schulbehörden unseres Städtchens. «Probleme sind da, damit man sie lösen kann», erklärt der initiative Präsident. Und schon gehts los mit dem Lösen. Den Schülern und deren Eltern wird die Schädlichkeit des Schleckens von Süßigkeiten als Feind Nr. 1 auf eindrucklichste Weise angeprangert, so daß an dieser Tatsache niemand mehr zu zweifeln wagt.

Beschlossen wird auch die Gründung einer Schulzahnklinik, und schon wird geplant und gebaut. Bald wird diese bezugsbereit bis in alle Details fertig sein, und ein Zahnarzt ist auch schon engagiert. Wohlgelaunt versammelt sich die Betriebskommission zu ihrer letzten Sitzung vor der Eröffnung. Die Gestaltung der Eröffnungsfeier wird besprochen. Die einzuladenden Persönlichkeiten sind bald aufgezählt und nach diesen kommt gleich das Wichtigste, die Kinder mit ihren gefährdeten Zähnen.

«Dem ersten Kind, welches auf den Behandlungsstuhl kommt, geben wir ein Geschenklein», beantragt ein Mitglied.

«Jawohl», sagt der Präsident, «dem stiften wir eine Schachtel Pralinés!»

Eine Sekunde eisigen Schweigens folgt diesem Vorschlag, dann bricht ein schallendes Gelächter los. Eine Weile stutzt der Sprecher und schaut verwundert in die Runde, bis es auch bei ihm dämmert und er sich der Köstlichkeit seines ungewollten Witzes bewusst wird.

F. in B.

das wisse ich doch eigentlich schon lange. Aber was ich damit in meinem Leben anfangen kann, das habe ich noch nie begriffen!»

Im nächsten Stock wohnt ein junges, frisch verheiratetes Ehepaar. Die Frau ist zu Hause. «Ja», meint sie auf meine Frage, «wissen Sie, dort, wo ich vorher wohnte, da war ein ganz junger Pfarrer. Ich machte in der Jungen Kirche mit. Der Pfarrer war ganz groß, sage ich Ihnen. Er hat prima Gitarre gespielt, und wir haben Spirituals gesungen. Wissen Sie, so etwas gibt es eigentlich nicht mehr!»

In der nächsten Wohnung nimmt der Mann das Wort. «Ja, das ist schwer zu sagen», antwortet er. «Wir wohnten in M., bevor ich pensioniert wurde. Dort predigte der Pfarrer schön. Aber auch hier gefällt es mir. Wissen Sie, an der Kirche soll man, glaube ich, nicht kritisieren.»

Es dämmerte bereits, und ich sah, daß jetzt, vor dem Nachtessen, niemand mehr Freude an einem Besuch haben werde. So ging ich nach Hause und dachte darüber nach, was ich gehört hatte. Was ist Ihrer Meinung nach an der Kirche nicht gut? hatte ich gefragt. Und die Antworten? «Der Pfarrer, mein Pfarrer, der Pfarrer im Dorf, wo ich wohnte...» Eigenartig, alle hatten mit dem Pfarrer geantwortet. Es zog da an mir vorüber, was an diesen Pfarrern gut oder schlecht war und ich dachte darüber nach, wie ich abschneiden würde. Nun, teils gut, teils schlecht. Warum kamen alle Leute mit dem Pfarrer? Ist es etwa so, dass im Bewußtsein der Leute der Pfarrer – die Kirche ist?

Alle sind wichtig

Nachtessen. Ich muß mich beeilen, um acht Uhr ist Sitzung der Schulpflege. Ich bin etwa eine halbe Stunde vor Beginn der Sitzung im Schulhaus, da ich noch eine Vervielfältigungsarbeit zu erledigen habe! Einladungen zum Elternabend meiner Konfirmandenklasse. Muß der Pfarrer auch seine eigene Sekretärin sein?

Zum Glück geht die Sitzung heute nicht so lang. Es ist noch nicht einmal zehn Uhr, als ich auf dem Heimweg bin. Ein schöner Tag liegt hinter mir. Es ist wirklich eine schöne Aufgabe, so ein Pfarramt in einer Gemeinde, denke ich, und der Beruf des Pfarrers ist vielseitig, wie kein anderer. Dennoch läßt mich ein ungutes Gefühl nicht los. Tust du wirklich das, was du für deine Gemeinde tun

könntest? Sicher, ich mache es so schlecht und recht, wie irgend ein anderer auch. Alle kann man niemals befriedigen und allen kann man es niemals recht machen. Aber dennoch weiß ich, daß ich nicht alles so tun kann, wie es getan werden sollte. Ich kann all die Leute, die die Leitung eines Fürsorgers brauchten, nicht begleiten; die Zeit fehlt mir. Ob ich Alten und Erfahrenen ein guter Seelsorger bin? Ich weiß es nicht. Die Jugendarbeit macht mir Freude, aber die Voraussetzungen eines Jugendleiters bringe ich von der Universität her sicher nicht mit. Von meinen fehlenden psychologischen oder psychotherapeutischen und juristischen Kenntnissen will ich gar nicht reden.

Eigentlich, so denke ich im Heimgehen, muß ein Pfarrer zuviele verschiedene Dinge tun in seinem Beruf, zuviel, als daß alle recht getan werden könnten. Und das treibt mich um, denn alle Aufgaben, die in einer Gemeinde zu tun sind, sind wichtig.

Am meisten beschäftigt mich, daß ich oft fast nicht mehr zu dem komme, was ich als meine eigentlichste Aufgabe ansehe: den Menschen den Zugang zur Bibel zu öffnen, zu antworten auf ihre Fragen. Ich weiß, wie oft meine Predigten nur darum so gehalten wurden, wie sie waren, weil ich keine Zeit hatte, sie neu zu schreiben. Predigen, das ist eine Verantwortung, die ernst genommen sein will; und die Predigthörer erwarten vom Pfarrer mehr als christliche Platitüden. Und ich glaube, niemand weiß besser, wann eine Predigt schlecht war, als der Pfarrer, der sie zu halten hatte. Da denke ich oft: weniger wäre mehr. Viel Betrieb in der Woche bedeutet eine billige Predigt am Sonntag. Eigentlich würde der Pfarrer seiner Gemeinde einen besseren Dienst tun, wenn er sich vermehrt darauf konzentrieren würde, wozu er eigentlich ausgebildet ist, nämlich auf die Auslegung des Wortes, und nicht so viele Dinge nebenher täte, vom Jugendgruppenleiten bis zur Wohnungssuche, vom Vervielfältigen bis zum Unterricht...

Was steht denn da?

Schlag zehn Uhr bin ich zu Hause. Es herrscht überall Ruhe, und ich nehme meine griechische Bibel zur Hand, um Predigttexte für die nächsten Sonntage zu suchen. Mitten im Blättern halte ich inne. Ich bin in der zweiten Hälfte des Ersten Korintherbriefes angelangt: «Und Gott hat die einen in der Kirche

zu Aposteln bestimmt, andere zu Propheten, wieder andere zu Lehrern. Sodann gibt es Wunderkräfte, Talente für Heilungen, Fürsorge, Verwaltung und zum Zungenreden. Es sind doch etwa nicht alle Apostel, oder alle Propheten, oder alle Lehrer? Nicht alle können Wundertaten tun, nicht alle Heilungen! Es reden doch nicht alle in Zungen, und nicht alle legen aus!»

Was sagt da Paulus? Es gibt ja eine ganze Menge verschiedener Dienste an der Gemeinde, denke ich, und der Dienst der Pfarrers kommt nicht einmal vor. Natürlich: es ist ja auch gar nicht möglich, daß in der Kirche die Aufgaben während zweitausend Jahren einfach dieselben geblieben sind. Heute gibt es vielleicht neue, andere Aufgaben, neue, andere Ämter, somit auch neue, andere Helfer und neue, andere Beamte. Aber das Prinzip? Ob man nicht das Prinzip übernehmen müßte?

Heute würde es vielleicht etwa heißen müssen: Und Gott hat die einen in der Kirche zu Missionaren bestimmt, andere zu Lehrern, andere zu Theologen. Und dann gibt es Fürsorger, Krankenpfleger, Juristen, Psychiater, Jugendleiter, Verwaltungsangestellte, Sekretärinnen und so weiter, Männer und Frauen, was es eben braucht. Alle diese Aufgaben müssen in der Kirche getan werden; auf alle diese Leute ist die Kirche angewiesen. Keine dieser Aufgaben ist an sich mehr wert als eine andere, vielmehr hat ein Mitarbeiter den andern nötig. Der Theologe braucht die Mitarbeit des Psychologen, um die Menschen zu verstehen, der Lehrer, der den Religionsunterricht erteilt, braucht die Mitarbeit des Theologen, der ihm zeigt, wie an der Bibel gearbeitet wird, sie alle brauchen die Sekretärin, die Einladungen vervielfältigt und Kartotheken führt.

Alle diese Leute müßten so ausgebildet sein, wie es ihre Aufgabe verlangt. Der Theologe brauchte nicht mehr darüber nachzusinnen, ob er die ihm im Pfarramt übertragene Aufgabe von seiner Ausbildung her auch wirklich bewältigen kann. Er müßte sich nicht mehr als Hansdampf in allen Gassen fühlen. Er könnte sich beschränken auf diejenigen Aufgaben, die ihn als Theologen beanspruchen: Verkündigung, Schulung, Seelsorge. Der Religionslehrer müßte biblische Wissenschaft, dann aber vor allem Didaktik, Pädagogik studieren. Und so weiter. Nicht alle diese Ämter müßten unbedingt auf eine Kirchengemeinde beschränkt werden. Juristen oder Psychiater könnten mehreren Gemeinden zusammen dienen.

Und daneben gäbe es immer noch zahllose Aufgaben, die nicht berufsmäßig, sondern nebenher betreut werden könnten. Jeder könnte nach seinen Fähigkeiten eingesetzt werden. Niemand brauchte nur deshalb vom Dienst der Kirche ausgeschlossen zu werden, weil er eben nicht Theologie studiert hat.

Ist so etwas realisierbar oder ist es bestenfalls eine Träumerei? Nun, ganz so ist es nicht. Große Gemeinden, etwa in der Stadt, sind unter dem Druck der Verhältnisse jetzt schon daran, die Struktur ihres Einmannpfarramtes zu revidieren. Sie stellen Gemeindegemeinderinnen an, die als Fürsorgerinnen ausgebildet sind. Nur werden diese dann eben leider oft viel zu sehr als bloße Hilfskraft, als unselbständige Befehlsempfänger des Pfarrers angesehen. Auch Sekretärinnen gibt es da und dort, dazu einige gesamtkirchliche Ämter wie Berufsberatung und Stellenvermittlung. Für kleinere Gemeinden, besonders auf dem Lande ist es schwieriger, hier mitzuhalten. Dennoch müßten diese Ansätze zu einer Wiedergewinnung des uralten Ämterreichtums der Kirche entschlossen weiterverfolgt werden. Denn: Weder das Pfarramt ist eine unabänderliche Einrichtung, noch unsere heutige Organisation von Kirchengemeinden.

* *
*

Die Hausglocke läutet. Ich zucke zusammen und werde wieder in die Wirklichkeit zurückgeholt, steige die Treppe hinunter und öffne die Türe. Draußen steht ein älterer Mann mit Rucksack, Alkoholfahne. Mit Mühe kann ich es vermeiden, daß er mir um den Hals fällt. «Guten Abend, Herr Pfarrer, ich bin so glücklich, daß ich Sie noch treffe...» Ich drücke ihm einen Gutschein für Übernachten mit Frühstück in der «Morgensonne» in die Hand. Der Wirt dort hat für solche Gäste auf unser Ersuchen hin ein Zimmer freigehalten. Zudem sage ich ihm, er solle morgen um neun Uhr wieder vorbeikommen, dann könne er mir erzählen. Vorher will ich noch einem Kollegen anläuten, der eine besondere Plattenschieberkartothek führt, mit allen echten und falschen Personalien der lebenswürdigen Landstreicher drin.

Elf Uhr. Ich schließe die Haustüre und beschließe auch den Tag.